

Der Schweizer Kunsthallen-Boom und seine Hintergründe. Neugründungen in Zürich, Genf, St. Gallen und Luzern. 1990

Samstag, 4. August 1990 Nr. 180 AT/BT/FT

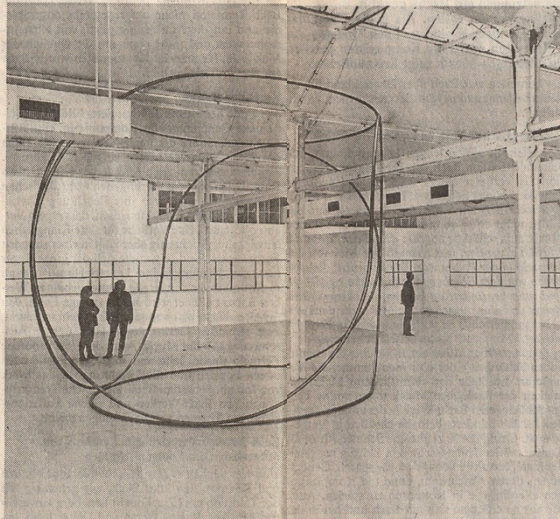
LITERATUR UND KUNST

In letzter Zeit entstanden neue Kunsthallen in Zürich, St. Gallen und Luzern

Schweizer Kunsthallen-Boom und seine Hintergründe

Von Tagblatt-Mitarbeiterin Annelise Zwey
Der Begriff Kunsthalle stand bisher vor allem für die beiden so genannten Institute in Basel und Bern, am Rande auch für den entsprechenden Ort in Winterthur. Ziel der Kunsthallen ist es, bedeutende, am Puls der Zeit stehende Kunstwerke vorzustellen und zu fördern. In kurzer Zeit sind nun Kunsthallen in Zürich, St. Gallen und Luzern dazugekommen. Auch die Halle Sud in Genf und die Shedhalle in Zürich müssen dazu gezählt werden. Was hat diesen Kunsthallen-Boom bewirkt, in welchem Kontext sind die alten und die neuen Kunsthallen zu sehen?

Historische Entwicklung – Bern und Basel
Jede Kunsthalle hat ihre eigene Geschichte. Überall ist es die lokale kulturpolitische Situation, die sie prägt. Dennoch gibt es *gemeinsame Nenner*, die am Anfang fast aller Kunsthallen stehen. Vereinfacht ausgedrückt, sind vier Momente ausschlaggebend: Künstlerische Kraft, Vakuum, Selbstwertgefühl und Geld. Während jedoch die traditionellen Kunsthallen von Basel und Bern aus Kunstvereinen, Künstlergesellschaften und Öffentlichkeiten herausgewachsen sind, kann bei den jungen Kunsthallen festgestellt werden, dass mehrheitlich *oppositionelle Kräfte massgebend* sind für die Gründungsinitiativen. Blicken wir kurz zurück ins 19. Jahrhundert: Der junge Staat Schweiz sucht unter anderem über künstlerische Werte nationales Bewusstsein zu fördern. In diesem Umfeld entstehen erste regionale Kunstzentren sowohl als die Rezeption von Kunst abetritt als auch die lokale künstlerische Tätigkeit. In Basel, der Stadt mit der ältesten Kunstradition in der Schweiz, finden die beiden Pole – Kunstverein und Künstlergesellschaft – schon 1864 zusammen. Die Gründe dafür liegen bei *herausragenden Persönlichkeiten* sowohl im Bereich der aktuellen Kunst (Böcklin, Stückelberg, Sandreuter usw.) als auch der Rezeption (Johann Jakob Im Hof). In den 70er Jahren steht die vorerst eingeschossige Kunsthalle bereits und bietet in ihrer «Permanente» Ausstellungsmöglichkeit für Basler, Schweizer und ausländische (damals vor allem deutsche) Künstler. Das Zentrum ist geschaffen, auf dem sich Entwicklung aufbauen kann; die Kunsthalle Basel hat im Laufe der Zeit massgeblich zur Verbreitung der zeitgenössischen Kunst in der Schweiz beigetragen. Wenn sie nun (unter Thomas Kellein) andersartige



Kunsthallen sind Räume für Experimente: Unser Bild zeigt eine 1989 realisierte Raum-Installation von Christoph Rütimann (*1955, Luzern) in der Shedhalle Zürich.

der eine künstlerische noch eine kunstvermittelnde – hat eine Kunsthalle kaum eine reelle Chance, national beachtet zu werden. Wie wichtig Begriffe, dennoch sind und wie sehr unsere Denkweise von den Kunsthallen von Basel und Bern und ähnlich bezeichneten Orten im Ausland geprägt ist, zeigt sich an zweierlei, an der Shedhalle in Zürich einerseits, an den jungen Kunsthallen von Zürich, St. Gallen und Luzern andererseits.

Die *Shedhalle in der Roten Fabrik* funktioniert seit einigen Jahren als Kunsthalle; seit sie Gastkuratoren und schliesslich einen festen Leiter (den Holländer Harm Lux) engagiert hat, kommt dies noch ausgeprägter und vor allem professioneller zur Geltung. Ihr Programm ist mutig, unkonventionell, offen – so wie man sich dies eigentlich von einer Stätte mit Mut zum Experiment wünscht (egal, ob dann immer alles gelingt oder nicht). Ihre Räume gehören (im Inneren) zu den schönsten und herausforderndsten. Dennoch muss die Shedhalle ständig um ihre Anerkennung ringen. Denn sie hat keine Tradition im Rücken – eigentlich ein Paradox in bezug auf zeitgenössische Kunst – sie befindet sich an einem «Un-Ort» (in der abgelegenen und alles andere als einladenden Roten Fabrik) und hat einen Namen, der (noch) kaum Assoziationen weckt. Dass in *Frauenfeld* eben eine *zweite Shedhalle* entsteht, deutet auf eine mögliche Wende für die Zukunft.

Da hatten es die drei neuen Kunsthallen a priori leichter; sie starteten quasi mit Vorschusslorbeeren. In Zürich hat man den Namen «Kunsthalle» zweifellos ganz bewusst gewählt, um die Analogie zu Basel und Bern deutlich zu machen. In St. Gallen und Luzern windet man sich im Gespräch, spricht von den wenigen Möglichkeiten, einen solchen Ort für Kunst zu benennen. Indirekt wird dann aber doch klar, dass man sich mit dem Namen «Kunsthalle» einen Bonus einhandeln wollte, um leichter ans Ziel zu gelangen. Bevor hier auf die lokalen Situationen in Zürich, St. Gallen und Luzern hingewiesen wird, seien noch ein paar grundsätzliche Gedanken formuliert. Dass der Bedarf an öffentlichen Kunsthallen und ähnlichen Unternehmen in den letzten Jahren gestiegen ist, hängt ohne Zweifel mit der sich national und vor allem international stetig vergrössernden Zahl von Künstlern und Künstlerinnen zusammen. Aber diese Tendenz gibt es schon 20 Jahre. Darum sind noch andere Faktoren zu berücksichtigen. Zum Beispiel das Bestreben vieler Künstler(innen), nicht Kunst-Ware zu produzieren, die erst über dem Sofa der guten Stube ihren definitiven Standort findet, sondern Kunst-Räume zu inszenieren, die vieltellig und in verschiedenen Medien ein Ganzes anstreben, das nicht über punktuell beschränkte Bildbetrachtung, sondern durch ein körperliches Eintauchen in einen künstlerisch gestalteten Raum erfahrbar wird. In Galerien können solche Installationen nur in beschränktem Mass realisiert werden, da viele – nicht alle – Galerien auf Kunst-Verkäufe ausgerichtet sind, zum Teil unter dem Druck der Künstler(innen) sein müssen, da von der Ehre, in einer Kunsthalle auszustellen, niemand leben kann. Aber auch diese Situation ist

nicht neu. Die Kunstszene hat sich jedoch in letzter Zeit aufgrund des Kunstmarkt-Booms, der wohlverstanden nur die allerbeste Spitze der Pyramide betrifft, verändert. Viele Künstler(innen) stehen dem geld- statt geistorientierten Kunstmarkt skeptisch gegenüber und ziehen es darum vor, in öffentlichen – sogenannt «nichtkommerziellen» – Orten auszustellen. Wie weit einzelne Künstler(innen) das Schöneinsteige betonen und das Sprungbrett zum Kunstmarkt meinen, bleibt hier dahingestellt.

Gestärktes Selbstbewusstsein fördert Eigeninitiative
Bedürfnisse allein machen indes noch keine Kunsthallen. Dazu braucht es *Initiativen*, die mit Engagement etwas durchsetzen. Die Energien, die

in den letzten Jahren diesbezüglich frei geworden sind, haben ihre Basis auch in einem allgemein gestärktem Selbstbewusstsein. Es ist kaum mehr als 10 Jahre her, dass Schweizer Künstler(innen) vermehrt Gelegenheit haben, im Ausland auszustellen, auch international anerkannt zu werden. Diese Akzeptanz hat vielen Künstler(innen), vor allem auch Kunstvermittler(innen) und Kunstengagierten Auftrieb gegeben, das eigene Licht nicht mehr länger unter den Scheffel zu stellen, sondern selbst aktiv zu werden, vermehrt Teil der immer internationaler werdenden Kunstszene zu werden (oder es zumindest zu versuchen). Dass der deutlich gesteigerte Geldfluss zugunsten der bildenden Kunst (von seiten der öffentlichen Hand wie auch der Industrie) auch eine wesentliche Rolle spielt, ist unbestritten, in bezug auf die jungen Kunsthallen gilt es dies allerdings differenziert zu betrachten.

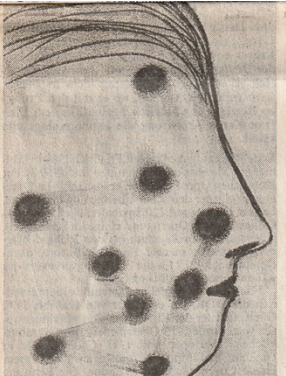
Die Shedhalle (wie die meisten Kunsthallen als Verein konstituiert) kann nach langen Durststrecken-Jahren mit einem Beitrag der Stadt Zürich von 265 000 Franken rechnen, was rund der Hälfte des Betriebsauswies entspricht. Auch die Kunsthalle Zürich (ebenfalls ein Verein) kann nach einer Periode der Provisorien mit einer öffentlichen Subvention von 310 000 Franken rechnen; auch sie ist aber zusätzlich auf Gönner- und Sponsorenbeiträge in derselben Höhe angewiesen. (Als Vergleich: Die Subvention der Kunsthalle Bern beträgt rund 710 000 Franken.) Wesentlich improvisierter geht es bei der erst vergangenes Jahr gegründeten und erst ab diesem Jahr nach aussen aktiven Kunsthalle Luzern zu. Zwar konnten die Initiatoren einen geradezu sensationellen Anfangserfolg verbuchen: Innerhalb nur zweier Wochen haben sie «auf der Gasse» 100 Gönner gefunden, die je 1000 Franken gespendet haben, um das erste Jahresprogramm zu finanzieren. Aber ob das anhält, ob die Spontanzielstreue bereits die gesuchten Gönner-Verbindlichkeiten sind, steht noch in den Sternen. Bei der Stadt, so der Kunsthalle-Leiter Stefan Banz, habe man noch nicht angeklöpft, da ohne Leistungsausweis kaum mit Erfolg gerechnet werden könne. In St. Gallen geht alles harziger. Obwohl die Kunsthalle nun schon seit einigen Jahren ein qualitativ gutes, offenes Experimentalprogramm mit Schweizer – vor allem auch Ostschweizer – und internationalen Künstlern durchzieht, stehen die Verantwortlichen immer hart am (finanziellen) Abgrund, ganz abgesehen davon, dass sie seit einiger Zeit benutzen Räumlichkeiten mal wieder abgerissen werden sollen.

Unikum Zürich
Diese unterschiedlichen finanziellen Situationen spiegeln die gesellschaftlichen Verhältnisse in den verschiedenen Regionen. Dass den Zürchern die Shedhalle als «Kunsthalle» nicht genügt, ist wohl typisch Zürich, das sich seine «Kunsthalle» schon in etwas vornehmerer Umgebung vorstellt als in

der «Roten Fabrik». Allerdings ist die Stadt mit Neueröffnungen und Neustrukturierungen nun deutlich übersättigt (Helmhaus, Stiftung für konkrete Kunst, Shedhalle, Kunsthalle). Eigentlich ist es verwunderlich, dass Zürich nicht schon lange eine Kunsthalle im Sinne von Basel und Bern hat. Die Zürcher haben da lange Zeit geschlafen oder sich – wie das Scheitern des «Ink» von Urs Raussmüller (Hallen für neue Kunst) zeigte – zu wenig engagiert. Es ist dem Maler Thomas Mullenbach zu verdanken, dass wieder Zug ins alte Projekt einer international tätigen Kunsthalle kam. Der ortsspezifische Grund für die Situation ist in zwei Bereichen zu suchen: Lange Zeit nahm das Zürcher Kunstmuseum (vor allem in den 20er und 30er Jahren) die Funktion einer Kunsthalle wahr. Die sich verändernde *Museumpolitik* wurde aber erst dann so richtig wahrgenommen, als eine junge Zürcher Kunstszene in der Folge der 80er «Bewegung» erstarkte und selbstbewusst wurde. Dass Martin Disler und Claudia Schifferle mittlerweile im Museum Einzug gehalten haben, ist eines der Paradoxe, von denen man in der Kunstszene so viele findet. Zur Gründung des Vereins Kunsthalle Zürich (Präsident: Peter Bosshard) kam es 1985. Nach einigen Jahren Tätigkeit mit Gastkuratoren und wenig idealen Räumlichkeiten konnte die Zürcher Kunsthalle nun dieses Jahr im Scholler-Areal ihre Tätigkeit festigen. Ein vollamtlicher Leiter (Bernhard Bürgi) gibt der Kunsthalle ein profiliertes Gesicht.

Kein Selbsthilfe-Charakter
Im Gegensatz zu den ersten Kunsthalle-Gründungen haben die Strukturen der jungen Kunsthallen nirgendwo «Selbsthilfe»-Charakter. Zwar sind überall starke Künstlergruppen auszumachen, doch geht es nicht (primär) um Ausstellungsmöglichkeit, sondern um *Anregung, um Kontakte, um ein offenes künstlerisches Klima*, um Leben und mit der Kunst. Ganz speziell gilt dies für Luzern, wo eines der Ziele der Kunsthalle so formuliert wird: «In den letzten Jahren sind so viele Künstler aus der Region Luzern abgewandert, dass wir den jungen hier tätigen Künstlern ein lebendiges Klima bieten müssen, wenn wir die Region Luzern nicht zur kulturellen Provinz verkommen lassen wollen.» Dass sich in diesem Statement Resentiments gegen die Lokalpolitik des nun abgetretenen Kunsthalle-Konservators Martin Zuck widerspiegeln, ist klar. Die erste Ausstellung – eine feine, lyrische, Gemeinschaftsinszenierung von Rolf Winnewisser und Theo Kneubühler – war dementsprechend vielleicht ein Versuch, an die erfolgreichen Innerschweizer 70er Jahre anzuknüpfen. Dennoch – schon wieder ein Paradox – einige der angekündigten Ausstellungen, die nun im bescheidenen Rahmen des ehemaligen Ateliers des Malers

Martin Döbeli durchgeführt werden, hätten theoretisch unter Zürich im Museum stattfinden können. Als Beispiel: Gastkurator Harald Szeemann bringt im Herbst den Tessiner Franzosen Niele Toroni mit seinem langweiligen Parol Nr. 50 nach Luzern. Ein Urteil über die Aktivitäten der Kunsthalle Luzern wird man sich erst bilden können, wenn nächstes Jahr in den grossen, hohen, offenen Räumen der einstigen Montgallerie des Eisenwerkes an der Bruchstrasse mit Ausstellungen begonnen werden kann. Dass es die St. Galler das wesentlich schwieriger haben, ist klar, können sie doch nirgendwo an eine Tradition anknüpfen. St. Gallen war während der 15jährigen Ruhepause des Kunstmuseums abgesehen von wenigen, aktiven Galerien vornehmlich Kunstprovinz. Auch hier kann man sich fragen, warum kommt denn die Kunsthalle erst dann, wenn das Museum endlich wieder offen ist. Und hier gilt eine ähnliche Antwort wie für Zürich: Erst als eine starke Künstlergruppe (u.a. mit Roman Signer und Josef Felix Müller) das Vakuum bewusst machten, konnte sich genügend Energie zusammenballen, um aktiv zu werden, zunächst mit Szenen-Ausstellungen (84/84), später als Verein Kunsthalle (ab 1985) mit festen Räumen (ab 1988).

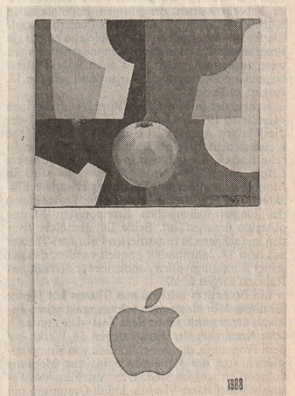


War im April dieses Jahres in der Kunsthalle St. Gallen zu Gast: Die Aargauer Künstlerin Silvia Bächli (mit Alex Hanemann und Manfred Stumpf).

«universelle» Wege beschreitet, so löst das unter den heute geltenden oppositionellen Motivationen vielleicht bald schon die Gründung einer neuen Kunsthalle aus. Wie zu hören ist, soll als erstes der Ausstellungsraum in der «Kaserne» aufwertet werden.

In Bern hat sicher die vom Bund seit den 80er Jahren betriebene *nationale Kunstförderung* dazu beigetragen, dass sich die Berner Künstlerschaft ihres Wertes bewusst wird, wobei Künstler wie Anker, Hodler, Amiet u.a. als überregionale Repräsentanten zweifellos von grosser Bedeutung waren. Die Kunsthalle Bern nahm ihre Tätigkeit im Jahre 1918 auf, und auch sie wurde zu einem Zentrum zeitgenössischer Kunst dank zahlreichen, hervorragenden Konservatoren. (Doch nicht in Bern und Basel ist bis vor kurzem zeitgenössische Kunst vermittelt worden), denn zahlreiche Museen in der Schweiz – darunter auch das seit 1959 bestehende Aargauer Kunsthause – nehmen gleichzeitige museale wie auch kunsthalleähnliche Funktionen wahr. Dennoch bietet die museale Umgebung selten die «Narrenfreiheit», die nötig ist, um Werden- und zu packen.

«Kunsthalle» – ein Begriff mit Bedeutung
Die dritte Institution, die sich «Kunsthalle» nennt, gibt es seit gut 20 Jahren in Winterthur. Wenn ihr Beachtungsgrad weit kleiner ist als der von Basel und Bern, so liegt das daran, dass die Kunsthalle Winterthur bis zur Renovation des Waaghauses vor 10 Jahren eher eine *städtische Galerie* als eine Kunsthalle war. Hier zeigt sich, wie vorichtig mit



Bis 12. August in der Kunsthalle Zürich: Werke des den Markt und die Produkte kritisch hinterfragenden Schweizer Künstlers Ian Anüll (*1948 in Sempach).